

„Eine andere Vision von Männlichkeit“

INTERVIEW: Paul Schrader schrieb mit dem Drehbuch für Martin Scorseses „Taxi Driver“ Filmgeschichte. Der Erfolg ermöglichte ihm den Wechsel zur Regie. Er drehte Klassiker wie „Ein Mann für gewisse Stunden“. Mit Katharina Dockhorn sprach Schrader über seinen aktuellen Film „The Card Counter“.

Ihre Hauptfigur ist ein Spieler, er nennt sich Wilhelm Tell, ein Wortspiel mit dem englischen Verb „tell“ in der Bedeutung „die Karten legen“. Wie kamen Sie darauf?

Ich mag solche Doppeldeutigkeiten. In „Taxi Driver“ verwendete ich den Namen einer Comedy-Truppe und eine der Figuren trug den Namen eines Homosexuellen, der vor den Nazis fliehen musste und später in New York Suizid beging. Nur ein paar Kritiker haben diese Anspielungen bemerkt, die eine weitere Ebene eröffnen.

Wilhelm Tell kennt aber jeder?

Die Wahl hat mehrere Ursachen. „To tell“ benennt auch eine sichtbare Veränderung im Verhalten eines Pokerspielers, der sein Pokerface aufgibt und möglicherweise Einblick in sein Blatt gibt. Das passt zu einem Spieler, der Karten zählt. Ich mochte auch die Anspielungen auf die Sage. Wie Wilhelm seinen Sohn, will mein Tell einen Heranwachsenden retten. Und vielleicht spielt auch mein Unterbewusstsein mit. Ein riesiges Gemälde von Wilhelm Tell mit seiner Armbrust zielt die Wand meines Lieblingsrestaurants.

Ihre Hauptfigur Will wurde für Verbrechen, die er als Mitglied der US-Armee in Abu Ghuraib verübte, verurteilt. Warum wählten Sie dieses Szenario?

Abu Ghuraib ist für mich nicht nur ein Problem des Militärs, sondern der Gesellschaft. Wir haben die Männer dort hin geschickt, uns über ihre Verbrechen aufgeregt und ihnen eingeredet, dass sie die Reputation ihres Landes so stark geschadet haben, dass ihr eigener Ruf nicht wiederherstellbar ist. Das hat Will verinnerlicht. Für ihn ist ein Dasein im Dunkel des Casinos der einzige Ausweg. Die Verantwortlichen für die Verbrechen haben wir dagegen laufen lassen. Die Gesellschaft akzeptiert, dass sie nicht bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Das widerspricht meinem calvinistisch geprägten Gerechtigkeitsinn.

Und was reizt Sie an der Welt des Glücksspiels?



„Ich möchte weitermachen, weil mich das Alter freier und risikofreudiger macht“, sagt der 75-jährige Paul Schrader, hier bei der Filmpremiere in Venedig, über seine Zukunft.

FOTO: IMAGO IMAGES/ZUMA WIRE

Ich suche für meine Figuren Berufe, die dem Zuschauer vertraut zu sein scheinen. Für die meisten sind Taxifahrer freundliche Typen, die Witze reißen. Ich sehe dagegen einen Menschen, der zehn, zwölf Stunden in einer eisernen Box sitzt und von der Welt abgeschnitten ist. Ebenso lange sitzen Pokerspieler dieses Levels an einem Tisch. Ich habe mich gefragt: Was sind das für Leute, die wie Zombies tage- und nachtelang in Casinos rumhängen? Was treibt sie an, jahrelang zu trainieren, um Karten zählen zu können oder sich Karten zu merken?

Wollten Sie auch Männlichkeitsideale hinterfragen, die Sie selbst einst feierten?

Es wäre doch unerträglich, dieser männlichen Attitüde von einst nichts entgegenzusetzen. Als ich meine Karriere in den 1970ern begann, wurden die Probleme in Filmen mit Gewalt gelöst. „Taxi Driver“ steht ebenso wie andere Filme aus meiner Feder in dieser Tradition. Martin Scorsese, Walter Hill und ich landeten damals auf dem Cover einer Zeitschrift als die neuen Brutalen. Ich fragte mich danach erstmals, ob ich dazu gehören wollte und was daran wahr ist. Zugleich kam Spielberg



Ein Mann, der sich auf ewig schuldig fühlt: Oscar Isaac in „The Card Teller“.

FOTO: LUCKY NUMBER/WELTKINO

und kreierte ein anderes Kino. Seitdem versuche ich, mit dem „Dirty Harry“-Denken und der Spirale aus Rache und Gewalt zu spielen, das in den USA und in den klassischen Filmgenres noch sehr verbreitet ist. Dazu gehört auch, diesem Jungen eine andere Vision von Männlichkeit aufzuzeigen. Die er nicht lebt, die er aber leben könnte.

Das kann Ihnen auch in Interviews passieren, oder?

Ich sehe ja, wie sie auf einen unbedachtamen Satz lauern (lacht). Negative Erfahrungen haben uns alle vorsichtiger gemacht. Wenn ich jetzt zum Beispiel sagen würde, Michelle Obama war gestern unpassend gekleidet, könnte ich morgen vielleicht lesen, Paul Schrader kritisiert die Gattin des Ex-Präsidenten. Nichts läge mir ferner. Ich erinnere mich noch gut an den Skandal, den Matt Damon 2017 auflöste, als er sagte, dass Po-Grapscher und Vergewaltigung zu bestrafen seien, aber nicht in einen Topf geworfen werden sollten. Wir müssen wieder

Warum haben Sie Clint Eastwood nach „Cry Macho“ auf Facebook angegriffen?

Ich musste meine Kritik einfach loswerden. Wenn Clint so spät in seiner Karriere einen Film über die Nutzlosigkeit des Machismo dreht, darf ich doch anmerken, dass es dafür ein bisschen spät ist. Letztlich ist die Wahrheit

viel einfacher: Der Film ist einfach furchtbar.

Gehört zu einem Neuansatz auch, andere Frauenfiguren zu kreieren?

Auch wenn weitaus mehr Männer im Zentrum meiner Filme stehen, habe ich hoffentlich auch tolle Rollen für Frauen geschrieben. Ich denke an Jodie Foster in „Taxi Driver“ oder Natassja Kinski in „Cat People“. Im Zentrum meines nächsten Films „Master Gardener“ werden zwei Frauen stehen. Für die Geschichte um die belastete Beziehung einer Mutter zu ihrer Tochter konnte ich bereits Sigourney Weaver gewinnen.

Wird Martin Scorsese wieder produzieren?

lernen, Differenzierungen auszuhalten.

Seine Position bei diesem Film ist ein kleiner Insidergag. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht Lust hätte, dass unsere beiden Namen wieder auf dem Abspann stehen. Wir stehen ja in engem Kontakt. Er ist auch älter geworden. Die 99 Drehtage in der Hitze von Arizona, die er im Sommer hinter sich brachte, haben ihm zugesetzt.

Sie sind mittlerweile 75 Jahre alt. Hält Filmmachen Sie jung?

Er hält mich zumindest jünger als es dem Alter in meinem Pass entspricht. In meinem Beruf ist die Rente ja nicht vorgesehen. Ich möchte auch weitermachen, weil mich das Alter freier und risikofreudiger macht. Was kann mir heute noch passieren? Ich brauche keine Rücksicht zu nehmen, ich kann sagen, was ich mag.

Scorsese hat seinen letzten Film für Netflix realisiert. Ist das Filmmachen schwieriger geworden?

Der Umbruch hat natürlich Vorteile. Die Streamingdienste brauchen Filme und sind bereit, viel Geld auszugeben. Die neuen Technologien reduzieren andererseits die Kosten. So können wir, die wir das Kino lieben, die Veränderungen in Hollywood kompensieren. In den Chefetagen der Studios sitzen heute Leute, die kaum Ahnung von der Filmgeschichte haben, die vielleicht Filme gar nicht so sehr mögen wie wir. Sie schauen nur auf die Zahlen und scheuen jedes Risiko. Mir wurde dies das erste Mal bewusst, als ich „Dying by the Night“ mit Nicolas Cage drehte. Das Studio versuchte ständig, mir reinzureden und mein Recht auf den Final Cut zu beschneiden. Ohne ihn wäre ich als Filmmacher längst erledigt und hätte aufgegeben.

Diesen Status mussten Sie sich aber auch mühsam erarbeiten?

Meine ersten Schritte in Hollywood waren schwer. Ich war alleine und wollte Filme machen, die keiner wollte. Das änderte sich erst, als ich mit anderen Filmmachern Netzwerke aufbaute, und eine neue Generation von Bossen an die Spitze der Studios einzog, die uns machen ließ. |kado

Mit dem Leben umgehen

Das Kinderfilmprogramm der Berlinale-Sektion Generation setzt weiter auf anspruchsvolle Stoffe

VON ANGELIKA KETTELHACK

Einblick in aktuelle Entwicklungen des Kinderfilms bietet alljährlich die Berlinale in der Programmreihe Generation, die es seit 45 Jahren gibt. 25 Spiel- und Dokumentar-Filme und 27 Kurzfilme bildeten zielgruppengerechtes Sehenswürdiges, Fantasien und bittere Realitäten.

Schon Ende der 1970er hatten junge Kinofans, unterstützt von einigen Kinder-Reportern, dem damaligen Berlinale-Chef Wolf Donner – vor laufenden Kameras und Mikrofonen – das Versprechen abgerungen, ein eigenes Programm für Kinder und Jugendliche zu verwirklichen. Und Donner hielt Wort: 1978 startete er das „Kino für Leute ab sechs“. Leitlinie der Reihe ist seit mehreren Jahren die aus Neuseeland stammende Film-Expertin Maryanne Redpath,



Kinderfilmexpertin: Maryanne Redpath.

FOTO: DPA/M. SKOLIMOWSKA

die sich dafür einsetzt, dass auch ein junges Publikum Anspruch auf ambitionierte Inhalte hat. Und das junge Publikum lässt sich auch gern ein auf „schwierige“ Themen. Redpath setzt auf Filme, die formal wie inhaltlich auf ganz unterschiedliche Weise zei-

gen, wie junge Menschen sich heutzutage verhalten auf der Suche nach Sinn und Identität in ihrem Leben. Es sind Filme, die in ihrer Erzählung und ihrer Filmsprache Kinder und Jugendliche ernst nehmen. Filme, die mitunter auch Mut einfordern.

Beispielhaft dafür ist der diesjährige Gewinner des Hauptpreises, des Gläsernen Bären, der ab dem zehnten Lebensjahr empfohlene schwedische Film „Comedy Queen“ von Sanna Lenken, die schon 2015 für ihren Film „Min lilla syster“ (Meine kleine Schwester) einen Gläsernen Bären gewann: Nach dem Suizid der Mutter versucht eine 13-Jährige, ihre Wut in einem Poetry-Slam auszudrücken, um sich und den handlungsunfähigen Vater zu trösten.

„Moja Vesna“ von Sara Kern ist ein thematisch sehr ähnlicher Film aus einer ganz anderen Region dieser

Welt: Er wurde von Australien, Slowenien und Neuseeland koproduziert. Auch hier versucht ein junges Mädchen, sich dichtend über den Tod der Mutter hinweg zu trösten – während ihre zehnjährige Schwester alles irgendwie Brauchbare sammelt, um die Familie zu versorgen.

Im Mittelpunkt vieler Filme des Programms stehen mutige Mädchen, die ihr Schicksal, unbeeindruckt gegen alle äußeren Widerstände, selbst in die Hand nehmen. Im Dokumentarfilm „Alis“ etwa wird zehn jungen Frauen, die zuvor in den Straßen von Bogotá gelebt und gearbeitet haben, eine gut durchdachte Therapie angeboten: Sie sollen sich eine fiktive Freundin namens Alis mit geschlossenen Augen erträumen und diese dann zur Projektionsfläche für eigene Erfahrungen und Sehnsüchte machen. So fällt es den jungen Frauen

leichter, von ihrem Erleben zu erzählen und ihre Sehnsüchte zu erklären, ohne sich schämen zu müssen.

Auch in dem französischen Dokumentarfilm „Allons Enfants“, geht es um einen „Deal“: In einem Pariser Gymnasium können vernachlässigte Jugendliche, Mädchen wie Jungen, gemeinsam das Abitur schaffen, wenn sie sich auch körperlich disziplinieren lassen, indem sie sich in vielen Unterrichtsstunden im Hip-Hop-Tanz verausgaben. Als Zuschauer wird man dabei selbst atemlos.

Um Entscheidungen geht es auch in dem niederländisch-englisch-französischen Dokumentarfilm „Kind Hearts“: Am Ende der Schulzeit weiß ein junges Liebespaar nicht, wie es weiter gehen soll: Wollen beide schon in eine gemeinsame Wohnung ziehen oder ist eine WG doch besser?

Die Widersprüchliche

Reinhold Keiners kenntnisreiche Biografie der Drehbuchautorin Thea von Harbou erzählt von einem mehr als patriotischen Leben

VON HARALD MÜHLBEYER

Sie ist eine der Großen des deutschen Films: Die Drehbuchautorin Thea von Harbou war an einer Reihe von Klassikern des Weimarer Kinos beteiligt, schrieb für Friedrich Wilhelm Murnau und für Carl Theodor Dreyer Filmvorlagen. Vor allem aber ihre Zusammenarbeit mit ihrem damaligen Ehemann Fritz Lang ist legendär: Von „Der müde Tod“ über die „Mabuse“-Filme und „Metropolis“ bis „M – Eine Stadt sucht ihren Mörder“ hat sie zu all seinen Filmen das Drehbuch verfasst – bis er 1933 ins Exil ging.

Sie selbst setzte im NS-Staat ihre Karriere fort. Wobei die Ehe schon zuvor in die Brüche gegangen ist, nicht zuletzt wegen ihrer politischen Differenzen. Denn ohne jeden Zweifel war Thea von Harbou auf reaktionärste Weise deutschnational eingestellt, sie unterstützte den Nationalsozialismus ideologisch schon lange vor 1933. Schon aus diesen Gründen bietet eine biografische Aufarbeitung dieser Persönlichkeit eine sehr lesenswerte Lektüre. Reinhold Keiner hat sich bereits vor 40 Jahren mit der Drehbuchauto-

rin beschäftigt und legt nun mit einem neuen Buch eine breite Studie zu Thea von Harbou vor.

Darin geht es ihm weniger um die Filme: Es ist ohnehin oftmals ein eher zweifelhaftes Vorgehen, aus Kunstwerken auf das Leben von Kunstschaffenden schließen zu wollen. In „Die Frau, die METROPOLIS schrieb“ geht Keiner einen anderen Weg: Über ihr Leben erschließt sich dem Leser der Charakter dieser faszinierend widersprüchlichen Frau.

Aus einer rechtskonservativen Offiziersfamilie stammend, legte sie ihren Patriotismus, ja Nationalismus nie ab – und war zugleich in den 1930ern über lange Zeit mit einem jungen Inder liiert. Sie liebte Deutschland und legte diese Liebe auch im Entnazifizierungslager nach 1945 nicht ab – noch lange in der Nachkriegszeit zitierte sie in Briefen bewundernd Adolf Hitler. Zugleich engagierte sie sich für die indische Gemeinschaft in Berlin. Sie war bestens vernetzt in der Filmbranche, hatte engen Kontakt zu Joseph Goebbels – und beschäftigte bis 1938 eine jüdische Sekretärin, bis zu deren Exilierung.



Drehbuchautorin mit verstörenden Ansichten: Thea von Harbou (um 1930).

FOTO: PICTURE-ALLIANCE/ AKG-IMAGES

Sie verdiente Millionen mit ihren Drehbüchern, war an vielen Filmen beteiligt, die heute als Klassiker gelten – und wurde unter Kollegen „Miss Kitschener genannt“: wegen ihrer oft schwülstigen, oft rührseligen Handlungsskizzen. Sie war gegenüber Mitarbeitern oft barsch und unwirsch – und bot andererseits höchst großzügig jedem ihre Hilfe an, der sie benötigte, nicht zuletzt mit derart immensen finanziellen Zuwendungen, dass sie in ihren letzten Lebensjahren durchaus verarmt war.

Reinhold Keiner versammelt in seinem Buch biografische Essays und Erinnerungen – etwa von besagter jüdischer Sekretärin, aber auch von Regisseur Arthur Maria Rabenalt oder einem Indienexperten. Vor allem aber sind viele Interviews mit Bekannten, Mitarbeitern und Weggefährten von Thea von Harbou abgedruckt, die ein komplexes Bild zeichnen.

Dass viele derer, die jegliche nationalsozialistischen Tendenzen in von Harbous Charakter verneinen, selbst tief ins NS-System verstrickt waren, zwingt den Leser dazu, diese Erinnerungen selbst einzuschätzen: So ist

dieses Buch auch eines, das Abwiegungs- und Verdrängungsmechanismen im Nachkriegsdeutschland dokumentiert. Vor allem aber ergibt sich auch jenseits des filmhistorischen Wertes das Profil eines Menschen, wie es gang und gäbe gewesen war im Deutschland vor 1950: Patriotisch bis ins Letzte wird hier beispielhaft eine Helferin des nationalsozialistischen Systems gezeigt, und man beginnt, von Harbou zu verstehen, ohne je einverstanden zu sein.

Besonders interessant sind auch die vielfachen Ausführungen über von Harbous Verbindungen zu indischen Bürgern: Hier bietet das Buch vertiefte Einblicke in die Gemeinschaft von Indern, die sich in der NS-Zeit insbesondere in Berlin gebildet hat, von der Politik zumindest geduldet – waren diese Exil-Inden doch tief antibritisch eingestellt in ihrer Unterstützung des heimatischen Unabhängigkeitskampfes gegen das Empire.

LESEZEICHEN

Reinhold Keiner (Hrsg.): „Thea von Harbou. Die Frau, die METROPOLIS schrieb“; Media Net-Edition, Kassel; 143 Seiten; 22,90 Euro.

AUFBLLENDE

Preis für Kinderfilm

Der Dokumentarfilm „Children Of The Mist“ („Kinder des Nebels“) erhält den Münchner Dok.fest-Preis der SOS-Kinderdörfer weltweit. Erzählt wird darin die Geschichte der 13-jährigen Di aus einer Hmong-Familie in Nordvietnam, teilte das Filmfestival mit. Das Mädchen wachse heran mit Lippenstift, Selfies und Social Media – aber auch mit der archaischen Tradition, dass Mädchen beim Neujahrstfest von Jungen „geraubt“ werden. Auch wenn Kinderhochzeiten inzwischen gesetzlich verboten seien, werde Di tatsächlich von einem Jungen gekidnappt. Gegen eine Hochzeit wehre sie sich mit Händen und Füßen, die Familien der Kinder dagegen verhandelten über die Hochzeit. In jeder Hinsicht künstlerisch überzeugend gelinge der Regisseurin Diem Ha Le ein wichtiger Film mit hoher gesellschaftlicher Relevanz, urteilte die Jury. |dpa

Kameramann Tom Fährmann erhält Ehrenpreis

Der Ehrenpreis des Deutschen Kamerapreises geht in diesem Jahr an den Kameramann und Drehbuchautor Tom Fährmann. Er sei ein Bildgestalter mit einem herausragenden Blick, der ihn zu einem „ganz Großen der deutschen Filmbranche“ mache, erklärte das Kuratorium des Deutschen Kamerapreises in Köln. Fährmann war unter anderem Kameramann der Filme „Der Sandmann“ (1995), „Das Wunder von Bern“ (2003) und „Die Päpstin“ (2009). Fährmann habe den Mut, auch neue Wege zu beschreiten. Der 65-Jährige war mehrfach für den Deutschen Kamerapreis nominiert worden: 2008 erhielt er die Auszeichnung für seine herausragende Leistung in „Ulzhan – Das vergessene Licht“. 1997 bekam er den Bayerischen Filmpreis für die Satire „Der Campus“.

Fährmann arbeitete in zahlreichen Kino- und Fernsehproduktionen unter anderem mit Regisseuren wie Volker Schlöndorff, Helmut Dietl und Sönke Wortmann zusammen. Der in Xanten am Niederrhein aufgewachsene Sohn des Jugendbuchautors Willi Fährmann studierte unter anderem an der Hochschule für Fernsehen und Film in München, wo er 1987 seinen Abschluss machte. Fährmann ist Geschäftsführender Professor der Abteilung Bildgestaltung an der Hochschule für Fernsehen und Film in München. |epd